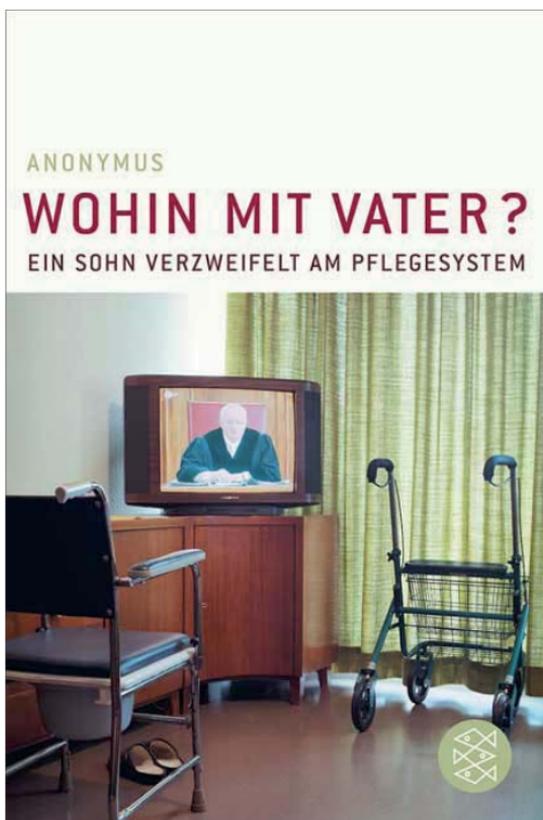


Unverkäufliche Leseprobe des Fischer Taschenbuch Verlages

Anonymus

Wohin mit Vater?

Ein Sohn verzweifelt am Pflegesystem



Preis € (D) 8,95 SFR 16,80 UVP

192 Seiten, Broschur

ISBN 978-3-596-17530-7

Fischer Taschenbuch Verlag

Alle Rechte vorbehalten. Die Verwendung von Text und Bildern, auch auszugsweise, ist ohne schriftliche Zustimmung des Verlags urheberrechtswidrig und strafbar. Dies gilt insbesondere für die Vervielfältigung, Übersetzung oder die Verwendung in elektronischen Systemen.

© S. Fischer Verlag GmbH, Frankfurt am Main 2008

Erstes Kapitel

Der Tag X

Als der Anruf kam, ahnte er nicht, dass von nun an alles anders sein würde. Er wusste nur, dass jetzt Eile geboten war. Er packte den Koffer und rief ein Taxi. Bis zum nächsten Flugzeug hatte er noch genau sechzig Minuten. Am Telefon hatte seine Schwester das Wort »Zusammenbruch« gesagt. Genaueres, nein, wisse sie auch nicht, die Mutter sei plötzlich umgekippt, sie sei sofort ins Elternhaus gefahren, ja, der Arzt sei da. Er möge schleunigst kommen, hatte seine Schwester gesagt, und dann hörte er noch, wie sie ins Telefon weinte.

Als er in der Stadt seiner Eltern ankam, war die Mutter tot. Herzinfarkt, sagte der Arzt. Sie war 83 Jahre alt geworden.

Der Vater saß in dem Sessel, in dem er immer saß. Er hatte keine Tränen, er hatte Angst. Die Frau, die in den vergangenen fünf Jahren sein Leben garantiert hatte, war tot. Seit fünf Jahren war er ein so genannter Pflegefall. Es fing damit an, dass ihm immer wieder die Beine nachgaben, als hätte ihn ein plötzlicher Schwindel gepackt. Er stürzte, er stürzte schwer und verletzte sich. Eine Zeitlang wieder blieben diese Anfälle aus, und die Familie freute sich schon über das Verschwinden eines unerklärlichen Phänomens. Doch es kam wieder, schlimmer als zuvor, die Attacken häuften sich, die Abstände dazwischen wurden kürzer, und nach wenigen Monaten wurde die böse Ahnung zur schlimmen Gewissheit: Der Vater würde nie mehr allein stehen und gehen können. Er vermochte sich nur noch fortzubewegen, wenn ihn zwei kräftige Hände packten, hielten und stützten. Eine

seltene Störung im Gehirn, die den Gleichgewichtssinn beeinträchtigte, diagnostizierte das Krankenhaus. Pflegestufe III, die höchste, diagnostizierte der Medizinische Dienst der Krankenkassen. Rundumbetreuung vonnöten, 24 Stunden am Tag.

Ein Gefesselter war der Vater geworden, immobil, bei allem auf fremde Hilfe angewiesen. Bei allem. Und war doch mit seinen 86 Jahren bei völliger geistiger Klarheit.

Der Vater saß in seinem Sessel im Wohnzimmer, und oben im ersten Stock des Hauses, das sie am Stadtrand bewohnten, lag seine tote Frau. Der Sohn und die Tochter saßen auf dem Sofa neben ihm. Sie sprachen nichts. Manchmal nahm eines der Kinder die Hand des Vaters für eine kurze Weile. Sie wussten, dass nun all die geschäftigen Verrichtungen zu beginnen hätten, die ein Trauerhaus verlangte, die Information der Verwandten und Bekannten, die Bestellung eines Bestattungsunternehmens, Todesanzeige und Trauerkarten, Pfarrer, Friedhof und was sonst alles zu tun war. Aber noch saßen sie da, fast unbewegt und stumm. Und wahrscheinlich waren sie so tief in ihrer Stummheit gefangen, weil jeder wusste, dass eine Frage vor ihnen stand, auf die sie keine Antwort hatten: Wohin mit Vater?

Der Sohn stand auf vom Sofa, öffnete die Tür zu dem kleinen Garten vor dem Wohnzimmer, trat in einen sonnigen Apriltag, und statt an die drängenden Probleme der aller-nächsten Zukunft zu denken, machten sich seine Gedanken auf und davon und ließen sich in weit entfernten Sommern nieder, in denen er, elfjährig, zwölfjährig, mit seinem Vater über die Berge gewandert war. Es waren die innigsten Erinnerungen, die er an seine frühen Zeiten mit dem Vater hatte. Die späteren waren oft schwierig gewesen, die endlosen Debatten über Gott und die Welt und die Politik, die

Provokationen, die der Sohn anzettelte, er war gerade auf die Universität und mitten in die Stürme von '68 gekommen. Es waren lange Jahre gewesen, in denen sich der Vater und der Sohn nicht immer Freundliches zu sagen hatten. Umso mehr erschienen jetzt jene frühen Sommer der gemeinsamen Wanderungen in den Bergen im warmen Licht eines ganz besonderen Vater-Sohn-Einverständnisses. Und als er sich da draußen im Garten vor dem Wohnzimmer an diese Unternehmungen erinnerte, es waren oft anspruchsvolle, vielstündige Touren gewesen, da dachte der Sohn, dass das Gehen und besonders das Gehen im Gebirge die eigentliche Natur des Vaters gewesen war, er war ein Mann des Gehens. Sitzen oder liegen, das war nicht das Bild des Vaters, das er im Kopf trug. Nein, der Vater ging. Einer, der nie ruhte und im Ruhen vermutlich sein Lebensunglück gefunden hätte. Einer, der ständig etwas zu tun haben musste. Ein Mann der Unruhe. Wovor musste er eigentlich immer weglaufen, und zu welchen Zielen drängte es ihn?, fragte sich der Sohn, wenn er den Vater wieder einmal zu seinen zahllosen, maßlos langen Spaziergängen aufbrechen sah. Ein Geher, ein ewiger Geher.

Und jetzt saß er hier im Sessel. Und konnte noch beinahe alles. Außer gehen.

Genau das war jetzt das Problem. Wer sollte, wer konnte von nun an die Gehhilfe des Vaters sein? Damals, vor fünf Jahren, als die Krankheit begann, hatte es keine großen Debatten in der Familie gegeben. Fraglos und zunächst auch klaglos hatte die Mutter die Aufgabe übernommen. Sie war die Pflegerin ihres Mannes geworden. War ohnehin gewohnt, ihn zu umsorgen, ganz und gar für ihn da zu sein, vollends ergeben dem traditionellen Frauenbild. Der Vater, er hatte ein kleines Architekturbüro in der Stadt, ging morgens aus

dem Haus, kehrte abends zurück, Kinder und Küche waren Frauensache. Er hatte das Geld zu verdienen. Diese Rollenverteilung stand für ihn zu keiner Zeit in Frage, und der Sohn konnte sich auch nicht erinnern, dass seine Mutter je mit ihrem Schicksal gehadert hätte. Das war schon immer so gewesen, warum sollte es bei ihr anders sein? Umstürzlerische Ideen waren seiner Mutter fremd.

Sie übernahm also die Pflege ihres Mannes – und übernahm Schwerstarbeit. Zwar konnte sie es sich dank der Pflegeversicherung – 1432 Euro im Monat bei Stufe III – leisten, sich von einem ambulanten Pflegedienst zeitweise helfen zu lassen, dennoch kam sie bald an die Grenzen ihrer Kräfte. Sie war ein zarte Frau, und es wäre wahrscheinlich auch für eine stärkere eine Überforderung gewesen, den Mann morgens vom Schlafzimmer im ersten Stockwerk des Hauses die Treppe hinab zum Wohnzimmer zu bringen, mittags wieder hinaufzuschleppen und am Nachmittag die Prozedur zu wiederholen. Auch die Nächte waren gestört. Wenn der Vater rief, war sie zur Stelle, stützte ihn, hielt ihn auf den Beinen, auf dem Weg zum Bad oder zur Toilette. Es kam zu Stürzen, und irgendwie gelang es der Mutter immer wieder, ihren Mann vom Boden hochzubringen, ins Bett oder auf einen Stuhl, sie wusste oft selbst nicht, wie. Sie war schon 78 Jahre alt, als das mit der Pflege begann.

Schlimmer noch als die körperlichen Strapazen waren die psychischen Belastungen. Mit der Bewegungslosigkeit ihres Mannes war auch sie bewegungslos geworden, verurteilt, an seiner Seite zu wachen, auszuharren. Selbst die Zeiten des täglichen Einkaufs waren hastige Zeiten, schnell wieder nach Hause, damit dem Vater dort nichts fehle. Die längeren Wege zu den Geschäften in der Innenstadt oder gar in ein Café wagte sie längst nicht mehr. Sie habe, pflegte sie zu sagen, im

Haus ohnehin genügend zu tun, die Küche, der Garten, die Wäsche, der ganze Haushalt eben, nein, sie vermisse nichts, nein, nein.

Erst im letzten Jahr ihres Lebens änderte sich etwas an dieser Ergebnisheit. Langsam, zögernd, als sei sie im Begriff, etwas Ungehöriges zu tun, kam der Mutter bei den Telefongesprächen mit ihren beiden Kindern eine erste Klage über die Lippen, wiederholte sich, wurde dringlicher. Dieses gefesselte Leben, so habe sie sich ihr Alter nicht vorgestellt, und es sei ja nicht nur dieses Gebanntsein ans Haus, nein, der Mann sei schwierig geworden in den Jahren seiner Bettlägerigkeit, wirklich, sie wolle sich nicht beschweren, ganz gewiss nicht, aber er sei eben schwierig. Und die Kinder wussten: Wenn die Mutter sagte schwierig, dann meinte sie sehr schwierig.

In der Tat war nicht zu übersehen, dass die Immobilität den Vater veränderte. Seiner eigentlichen Natur beraubt, am unbändigen Bewegungsdrang gehindert, verfiel er in Phasen lang anhaltender Depressionen, sprach wenig und weniger, gebärdete sich zeitweilig herrisch und ungeduldig, stürzte dann wieder in Selbstanklagen, mahnte sich, sein Schicksal tapfer anzunehmen, und haderte im nächsten Moment wieder mit ihm.

Am augenfälligsten aber war, dass er immer apathischer wurde. Er war sein Leben lang ein aufmerksamer Zeitungsleser gewesen, politisch und kulturell wach, verfolgte Debatten und Berichte im Fernsehen. Und nun schien sein Interesse plötzlich erloschen, die Zeitung lag immer öfter ungelesen auf dem Nachttisch, das Fernsehgerät blieb ausgeschaltet.

Das alarmierendste Zeichen der fortschreitenden Teilnahmslosigkeit war indessen, dass er mehr und mehr auf

das zu verzichten begann, was all die Jahre hindurch sein eigentliches Lebenselixier gewesen war: Er war stets ein leidenschaftlicher Musikliebhaber gewesen, ein Kenner von hohen Graden, mit dem absoluten Gehör begabt. Über die Maßen verehrte er Mozart, war auch im hohen Alter noch imstande, Rares und wenig Geläufiges ohne Umschweife aus dem Gedächtnis abzurufen, Melodien entlegenster Werke nachzusummen. Die Musik war es auch gewesen, die ihm zu Beginn seiner Krankheit die allzu langen Tage der erzwungenen Untätigkeit zu verkürzen half. Immer saß er in seinem Sessel neben dem CD-Spieler, den Kopfhörer über die Ohren gestülpt, in eine andere Welt versunken, in eine bessere womöglich.

Nun aber schien er der Musik überdrüssig zu werden, immer öfter saß er ohne Ablenkung und Beschäftigung da, und sein Blick ging zu keinem bestimmten Ziel mehr, sondern es war, als sähe er in sich selbst hinein.

»Was ist passiert, Vater«, fragte der Sohn, wenn er zu Besuch kam, »warum hörst du deine Musik nicht mehr?«

»Zu laut«, hieß es dann zur Antwort, »viel zu laut.«

Man könne den Ton doch leiser drehen. Nein, nein, sagte der Vater, das Hören strengte ihn einfach zu sehr an. Und es klang, als wäre er einer alten Liebe auf einmal überdrüssig geworden. Seltsam, dachte der Sohn, wie das Alter Menschen manchmal verändert.

So waren die letzten Jahre der Mutter in Strapazen und Monotonie vergangen. Das eigene Leben war kein eigenes mehr, es war ein Opfer für ihren Mann. Und nun, da sie oben im ersten Stock lag, tot auf ihrem Bett, dachte der Sohn, dass dieser plötzliche Tod wohl auch etwas mit der Überanstrengung bei der Pflege zu tun haben könnte. Er verbot sich den Gedanken schnell wieder, er wusste es schließlich nicht

genau. Aber der Gedanke ließ sich nicht verbieten. Er kehrte wieder und immer wieder, und den Sohn überkam jenes Gefühl, das von nun an ein sehr vertrautes Gefühl werden sollte, das ihn begleitete, diesen Tag und die Tage danach und die folgenden Jahre, ein durch nichts zu vertreibendes Gefühl. Es hatte etwas mit Scham zu tun und mit Schuld und mit schlechtem Gewissen.

In der Tat hatten sich der Sohn und seine Schwester von den Entwicklungen im Elternhaus nicht über die Maßen alarmieren lassen. Natürlich waren sie erschrocken, als die Nachrichten über den Gesundheitszustand des Vaters immer ernster wurden. Natürlich nahmen sie betroffen wahr, wie die Kräfte der Mutter schwanden. Aber zu wirklichen Konsequenzen führten solche Wahrnehmungen nicht. Der Sohn, der weit entfernt von der elterlichen Stadt lebte, hatte früher ein- bis zweimal im Jahr die Eltern besucht. Jetzt steigerte er die Frequenz auf drei- bis viermal. Seine Schwester, in der Stadt der Eltern am anderen Ende zu Hause, kam immerhin einmal die Woche und erledigte den Großeinkauf. Ansonsten aber blieben Vater und Mutter weitgehend sich selbst überlassen.

Das wollten sie auch so. Jedenfalls beteuerten sie das immer wieder gegenüber ihren Kinder: Nein, sie wollten niemandem zur Last fallen, und ganz besonders wollten sie ihre Unabhängigkeit nicht aufgeben. Der Sohn erinnerte sich noch lebhaft an den familiären Aufruhr, den er vor ein paar Jahren verursacht hatte, als er vorschlug, man solle jetzt dringend Hilfe ins Haus holen, man habe doch Platz genug, es gebe sogar ein überzähliges Zimmer im Souterrain. Um Himmels willen, schallte es zurück, eine fremde Person im Haus, das sei nun wirklich das Allerletzte, was man sich vorstellen könne, nein, nie, niemals. Und die Eltern fügten in

einer paradoxen Wendung hinzu, gerade auf ihre alten Tage könne man doch von ihnen nicht verlangen, dass sie zu so gravierenden Änderungen des Lebens bereit seien.

Ähnlich ging es, als der Sohn den Vorschlag machte, im Haus einige Umbauten vorzunehmen. Das elende Schleppen des Vaters von der ersten Etage ins Erdgeschoss, vom Erdgeschoss in die erste Etage, zweimal am Tag und manchmal gar dreimal, müsse nun endlich aufhören. Der Mutter sei das nicht mehr zuzumuten, die Sturzgefahr für den Vater viel zu groß. Man könne den etwas üppig geratenen Wohnraum doch ohne größeren Aufwand verkleinern und dem Vater im Parterre ein Schlafzimmer einrichten, ein zusätzliches Bad sei auch ohne Mühe einzubauen, man habe es dann doch erheblich bequemer, alles auf einer Ebene, alles in Reichweite sozusagen.

Aber auch hier erntete der Sohn helle Empörung. Man habe, hieß es, die Arbeit eines ganzen Lebens in dieses Haus gesteckt, es mühsam abbezahlt und schuldenfrei gemacht, ein Schmuckstück sei dieses Haus geworden, ein Stolz des Architektenvaters, der Ruhesitz ihres Alters. Und nun komme der Herr Sohn und wolle mit absurden Umbauten diesen Stolz verschandeln und zerstören. Ganz abgesehen davon, was das kosten würde. Ob der Sohn die Eltern denn in den Ruin treiben wolle? Nein, ein Umbau komme nicht in Frage und, damit er's gleich wisse, ein Treppenlift auch nicht.

Ganz ähnlich und mit dem gleichen Grad hoher Erregung endete die Debatte um den Rollstuhl. Auch hier hatten die Kinder Vorschläge gemacht: Man müsse dringend ein solches Gefährt anschaffen, es eröffne wunderbare Möglichkeiten. Endlich könnte der Vater wieder hinaus auf die Straßen gelangen, und wenn die Mutter zu schwach sei, ihn

zu schieben, so könne man gegen geringes Geld jemanden anstellen, um den Vater auszufahren, einen Studenten oder eine Studentin vielleicht. Die Schwester erbot sich zudem, den Vater mit Auto und Rollstuhl gelegentlich ins Umland zu fahren, kleine Ausflüge, als Abwehr gegen die Eintönigkeit des Alltags. Der Vater hingegen wehrte sich radikal. Er wolle das nicht, wolle sich nicht im Rollstuhl zeigen, die Zeiten der Ausflüge seien ein für alle Mal vorüber. Ein kranker, alter Mann gehöre nicht auf die Straße, sondern ins Haus. Punktum.

Der Sohn hatte nicht insistiert, nicht in der Rollstuhl-Frage, nicht bei den Umbauten und auch nicht beim Thema Haushaltshilfe. Er wählte den bequemen Weg: Die Eltern wollten sich ja nicht helfen lassen, was sollte er sich also Vorwürfe machen, wenn die Mutter sich abrackerte und der Vater immer weiter abbaute. Es ging ja irgendwie. Und genauer hinsehen – warum sollte er das, wenn es die Eltern selbst nicht wollten?

Aus dieser kommoden Beruhigung wurde der Sohn immer wieder gerissen, wenn er mit den Eltern telefonierte, ein- oder zweimal die Woche. Es ging irgendwie? Es ging nicht. Er spürte es, er hörte es an den Zwischentönen. Es musste etwas geschehen. Aber dann gingen die Wochen ins Land und ein paar Hoffnungen auch, und wieder betrog sich der Sohn: Es geht ja irgendwie.

Dann kam jenes Weihnachtsfest. Der Sohn pflegte den Heiligabend mit seiner eigenen Familie zu verbringen, mit seiner Frau und den drei beinahe erwachsenen Kindern. Die Tochter war mit ihrem Mann und ihren beiden auch schon großen Söhnen zu den Schwiegereltern gefahren, ihren eigenen Eltern wollte sie dann am zweiten Feiertag die weihnachtliche Aufwartung machen. Also waren sie am 24. De-

zember allein in ihrem Haus wie schon die Jahre zuvor, und niemand machte sich böse Gedanken. Und wie immer rief der Sohn am frühen Abend bei den Eltern an.

»Ich schaff's nicht«, sagte die Mutter am Telefon, »ich krieg ihn nicht runter.«

Sie meinte den Vater, und sie meinte die Treppe zum Wohnzimmer. Die verfluchte Treppe.

»Ich krieg ihn nicht runter«, und dabei weinte sie, was sie sonst am Telefon nie tat.

Der Zustand des Vaters hatte sich offenbar gerade an diesem Tag enorm verschlechtert, er konnte sich nicht auf die Beine stellen, auch wenn er gestützt wurde, knickte immer wieder ein, sosehr die Mutter auch ihre schwachen Kräfte bemühte. So konnte also die übliche mühsame und langwierige Prozedur des Treppensteigens gar nicht erst beginnen. Immer wieder hatten sie es versucht, vergeblich. Dabei hatte die Mutter das Wohnzimmer doch weihnachtlich geschmückt, mit Tannenzweigen und Kerzen, selbst die geschnitzten Holzfiguren der Krippe hatte sie aufgestellt, die die Eltern vor Jahrzehnten auf einer Reise in Österreich gekauft hatten. Es sollte ein festlicher Abend werden, auch wenn sie nur zu zweit waren, die alten Eltern. Und nun das. Der Vater in seinem Schlafzimmer, unbeweglich, und die Mutter auf einem Stuhl vor dem Bett. Was für ein Fest.

Als der Sohn hörte, wie seine Mutter weinte, stieg ihm etwas in den Hals, das sich wie ein dicker, dicker Kloß anfühlte, er meinte, kaum mehr Luft zu bekommen, und er wusste, dass er etwas falsch gemacht hatte. Wie konnte er die Eltern allein lassen, sie einer so erbärmlichen Situation aussetzen, einer hilflosen Ohnmacht? Und das an Heiligabend.

Nein, widersprach es da in ihm, wer hätte das denn ahnen

sollen? Der tägliche Transport des Vaters über die Treppe, der hatte doch immer funktioniert, wie mühselig es auch immer gewesen sein mochte. Da konnte der Sohn doch nicht bereitstehen für den Fall der Fälle. Es gab schließlich auch seine Frau und seine Kinder, um die er sich zu kümmern hatte. Nein, widersprach es da noch einmal in ihm, er hätte etwas tun müssen, vorher schon, sicherheitshalber. Jemanden organisieren, der in der Not helfen konnte, einen Nachbarn eventuell. Ja, das mit dem Nachbarn war eine gute Idee. Das ließe sich vielleicht sogar jetzt noch bewerkstelligen. Und der Sohn beschwor am Telefon die Mutter, sie möge doch umgehend im Haus nebenan anrufen, der Nachbar sei doch gewiss bereit, dem Vater die Treppe hinabzuhelfen, gerade an Weihnachten, im Übrigen sei der doch ein kräftiger Mann. Die Mutter versprach es, und der Sohn bekam den dicken Kloß im Hals trotzdem nicht weg.

Eine Stunde später telefonierte er erneut. Ja, sagte die Mutter, das sei wirklich eine gute Idee gewesen, der Nachbar habe sich sehr hilfsbereit gezeigt. Unverzüglich sei er gekommen, und mit vereinter Kraft habe man dann doch den Vater-Transport geschafft. Etwas später am Abend werde der Nachbar erneut vorbeischaun, um auch beim Rückweg ins Schlafzimmer zu helfen. Jetzt jedenfalls sitze sie mit dem Vater ganz froh und weihnachtlich im Wohnzimmer zusammen. Sie habe eine Flasche Rotwein aufgemacht.

In diesem Augenblick empfand der Sohn ein geradezu zärtliches Gefühl für das Elternpaar. Er sah die beiden im geschmückten Wohnzimmer sitzen, er wusste, sie würden nicht viel miteinander reden, aber vielleicht würden sie sich an den Händen halten. Und er beschloss, dass dies das letzte Weihnachtsfest gewesen sein sollte, an dem er die beiden allein ließ. Er würde nächstes Jahr da sein und einen Christ-